



Katholische Missionszeitschrift  
 der Missionäre  
 Söhne des heil. Herzens Jesu.

**Inhalt:** Hinein in den Busch! 65. — Wer es fassen kann, der fasse es! 68. — Unheimliche Brut 73. — Der Sohn des Freimaurers 74. — Abbildungen: Latuka-Blüten 67. — Die Sorglosen 69. — Eine Vornehme 72. — Erlegte Riesenschlange 73. — Im Gewande der Zeitung 75. — Afrikanische Rutschpartie 77.

## Gebetsempfehlungen.

Eine treue Abonnentin des „Stern der Neger“ bittet in einem schweren Anliegen um Einschluß ins Gebet und ins heilige Messopfer zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu, der lieben Gottesmutter und des hl. Antonius: N. N. Um Einschluß ins Gebet zur Mutter von der Immerwährenden Hilfe, zum hl. Josef, zur hl. Theresia vom Kinde Jesu, zum hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus bittet die „Stern-Leser“ die schwerkranke Abonnentin: Th. N. Eine eifrige Leserin des „Stern“ aus Mariazell bittet um Gebet zur lieben Himmelsmutter, zum hl. Antonius und zur kleinen hl. Theresia in verschiedenen Anliegen. In sehr schwerer Familienangelegenheit bittet um Einschluß ins Gebet zum heiligsten Herzen Jesu, zur Schmerzensmutter Maria, zum hl. Josef, zur kleinen hl. Theresia und zum seligen Don Bosco: Frau W. Kath. L. Im Falle der Erbhörnung wird Veröffentlichung versprochen. Ebenfalls um das Almosen des Gebetes bittet in schwerer Krankheit: K. Tsch. Dem Gebete zur heiligen Familie und zu allen sieben Heiligen wird ein ungeratener Sohn und eine ungeratene Tochter empfohlen: Th. W. Tiefbetrübte Eltern bitten um Gebet zu U. L. Frau von der Immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius und zum heiligsten Herzen Jesu um Befreiung eines leichtsinnigen Kindes und um Schutz der Kinder in der Fremde. Veröffentlichung im „Stern“ wird versprochen: G. aus U.

## Totentafel.

Dem Gebete unserer Leser empfehlen wir die verstorbenen Abonnenten Reicher Rosa, Gossendorf; Harrer H., Passail; Reiterer Leonard, St. Peter im Sulmtal; Herr Girfal, Krummußbaum; Kerner Adam und Dudenhöfner Margarete, beide aus Rülzheim. Luger Kath., Weeg bei Raab; Ebenhofer Elisabeth, Oberlebing; Smoboda Hermine, Stockerau; Nagl Marie, St. Peter i. d. Au; Weiß Theodor, Deitingen; Frau Medizinalrats-We. Rauh, München. Hagenau Emerentiana, Amendorf. R. I. P.

## Fatima.

Die kurzen Aufsätze, die im letzten Jahrgang dieser Zeitschrift über die Erscheinungen in Fatima veröffentlicht wurden, haben lebhaftes Interesse gefunden und den Wunsch nach einer umfassenderen Darstellung der ebenso lehrreichen wie trostvollen Vorgänge wachgerufen. Die von vielen unserer Leser ersehnte Schrift ist nun erschienen und kann durch jedes unserer Missionshäuser bezogen werden. Preis Mk. 1.50, S 2.70, 7 Lire nebst Porto. In den Stürmen, die uns

umbrausen, in dem dunklen Wogenwirbel, der Recht und Sitte zu verschlingen droht, sollen wir um so inniger und kindlicher auf die himmlische Mutter vertrauen, die durch ihr Erscheinen in Fatima aufs neue gezeigt hat, wie sehr sie ihre Kinder liebt und um ihr Heil besorgt ist. Das reichbebilderte Büchlein wird namentlich im Maimonat allen Marienverehrern Freude und Nutzen bringen. Zwecks Bestellung genügt einfache Postkarte.

## Wir bitten

unsere wertigen Leser, bei eventuellen Retoursendungen von Heften keine Briefe oder schriftliche Bemerkungen beizulegen, da es unstatthaft ist und eventuelle Gefällsstrafen nach sich ziehen kann. Die Postdirektion Graz hat die Verwaltung unserer Zeitschrift gebeten auf die Unzulässigkeit schriftlicher Beigaben in zurückgesandten Heften hinzuweisen.

## Einzahlungen für den „Stern der Neger“

durch Vermittlung folgender Geldinstitute:

**Postcheckfonti:** Wien 86.211; München 26.266 (Missionsseminar St. Josef in Ellwangen-Jagst, Württemberg; Triest 11/3908.

**Bankfonti:** Graz, Bauernvereinskasse; Böhmisches Industrialbank, Filiale Auligg a. d. E. (C. S. R.)



# Blätter der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 öK, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 5.

Mai 1931.

XXXIV. Jahrgang.

### Sinein in den Busch!

Von P. Dr. Matthias Raffener, F. S. C.

An dieses geflügelte, wenngleich auf den ersten Blick nicht gerade geistreiche Wort eines begeisterten Missionärs in Pension mußte ich unwillkürlich denken, als wir neulich zu viert ein gutes Stück Sekulumiland durchstreiften, um ein angebotenes Grundstück auszukundschaften und auf seine Brauchbarkeit als künftigen Missionsposten zu prüfen.

So einen Platz muß man, und sei das Angebot auch noch so verlockend, schon persönlich in Augenschein nehmen, und zwar vor Beginn der Regenzeit; sonst kann's einem ergehen wie dem heiratslustigen Brautfucher, der sich seine künftige Lebensgefährtin aus den Zeitungsanzeigen auswählt, worin wie bekannt alle Evasstöchter stets als ziemlich vermögende, praktische, gebildete, holdselige, arbeitssame, kurz mit allen häuslichen und göttlichen Tugenden geschmückte Wesen aufmarschieren, in Wirklichkeit aber öfters das Gegenteil zutrifft.

Ähnliches könnte dem Landkäufer in Südafrika, zumal im Sekulumiland, passieren, wollte er den Anzeigen und Schilderungen des Besitzers oder Agenten Glauben schenken. Der Besitzer hat die Farm oft gar nie gesehen, lebt irgendwo in der Welt, meinetwegen in London, und läßt sich's gut sein. Nach Niederringung der Eingeborenen durch die Buren, beziehungsweise Engländer, hat

die Regierung das gewonnene Land den Schwarzen weggestohlen, in so und so viele Portionen oder Farmen geteilt, diese entweder den „Freiwilligen“ als Bezahlung geschenkt oder sie um einen Pappenstiel verkauft, oftmals den Hektar um eine bis fünf Mark. Liegt nun das Land weit ab von Verkehrszentren und Verkehrswegen, so begnügt sich der Besitzer gewöhnlich damit, einen Agenten aufzustellen, der von den Eingeborenen, die ja auf dem Plage verblieben, für Weide und Anbaufläche das Geld einzutreiben hat, und die Sache ist erledigt. Daß ein bedeutender Teil der Moneten in die Taschen der Agenten wandert, ist mal so Brauch auf der Welt, die betrügt und betrogen wird.

Auf Karten und Mappen kann man sich ebenfalls nicht verlassen, selbst wenn sie vom staatlichen Geometer verausgabt sind. Vielfach findet man Bäche und Flüsse eingezeichnet, welche gleich unsern Dachtraufen nur zur Regenzeit Wasser führen, einen Großteil des Jahres aber trocken liegen und als Verkehrswege dienen. Will man also nicht geprellt werden, so bleibt nichts andres übrig, als sich den angepriesenen Erdteil oder Teil Erde mit eigenen Augen anzuschauen.

Da es sich um ein ausgabenverprechendes Unternehmen handelte, so brachte der Präses P. Berger — der Apostolische Prä-

sekt Migr. Mohn befindet sich derzeit in Europa zwecks Heilung finanzieller Schwindsucht — auch den Missionsfächermeister P. Schöpf aus Mariatrost im Auto mit. So konnte es losgehen „hinein in den Busch!“ Wörtlich genommen heißt das: hinein in eine Gegend, die vom typischen südafrikanischen Busch bedeckt ist, von Stauden, Sträuchern und Bäumen verschiedener Gattungen, Formen, Farben und Größen, welche aber meistens lieber in die Breite als in die Höhe wachsen und häufig mehr Dornen als Laub tragen, bald mehr, bald weniger dicht beisammenstehen, bald einzelne Flecken bilden, bald gleichmäßig ungeheure Flächen überziehen. An Höhe und Schönheit des Wuchses überragt alle der Morulabaum, den man fast mit unsern großen, alten Birnbäumen in den heimatischen Gärten vergleichen könnte. Er ist zweihäufig und eigentlich der einzige Baum im Busch, der eine genießbare Frucht zeitigt, die Morula, ähnlich unsern gelben Eierpflaumen, von süßlich-saurem Geschmack. Sie liefert den Eingeborenen ein sehr stark berauschendes Bier oder Geflüß, das ebenfalls Morula genannt wird bei den Vapedi, den Zulu und Maschanga. Von solchem Busch ist die ganze Landschaft von Glen-Cowie gegen den Olifant-River hinab bedeckt: Ebenen, Hügel, Berge und Täler.

„Hinein in den Busch!“ Wahrscheinlich wollte der Urheber dieses geflügelten Wortes damit den Glaubensboten den Rat erteilen: Hinein in die Gegend, wo die Schwarzen von der modernen Kultur noch unbeleckt sind, gleich dem Buschfeld, in dem sie wohnen. In diesem Sinn birgt der Satz allerdings einen Topf voll Weisheit. Aber wo in Afrika ist heutzutage dieser sinnbildliche Busch zu finden? Jedenfalls nicht im Bereiche der südafrikanischen, meinetwegen gold- und edelstein- oder auch negerreichen Union.

Wir wenigstens entdeckten auf unserer Quersahrt durch den Busch in bezug auf Kleidung bedenkliche Spuren weiblicher Kulturmanscherei. Nur mit dem Unterschied, daß die hiesigen Holden ein schwarzes Fell tragen, und die Modedamen Europas und anderer Weltteile jungen, alten und bereits runzligen Zeitalters ein stark gepudertes. Freilich könnte man einwenden, daß die Mode der Eingeborenen um Jahrtausende

älter sei als die gewisser moderner Kulturdamen. Daraus würde dann folgen, daß letztere auf dem Punkt vollständiger Zivilisierung angelangt seien. Aber ich will nichts gesagt haben.

Im großen und ganzen jedoch ist das zarte Geschlecht im durchstreiften Busch noch unbelehrt von der Kultur. „Zart“ ist freilich nicht wörtlich zu nehmen, da ja bei den Negern fast alle Arbeit den Frauen obliegt. Übrigens gibt es auch unter den Zarten Europas manche Unzarte und viele „männliche“ Ausnahmen, so daß gar viele Höfe, Ahn- und Herrensitze auf den Namen: „Beim Sie-Monn“ getauft werden könnten.

Die Männerwelt hierzulande hat viel wichtigere Sachen zu tun, wozu sie ihre Kräfte aufsparen muß. Vor allem hie und da im Häuptlingskraal auf dem Düngerhaufen zu sitzen, um über mehr oder weniger wichtige Familien-, Dorf- und Stammesangelegenheiten zu beraten, Gerichtsverhandlungen abzuhalten, Streitfragen zu lösen, wobei nicht selten ein außerordentlicher Scharfsinn sich offenbart.

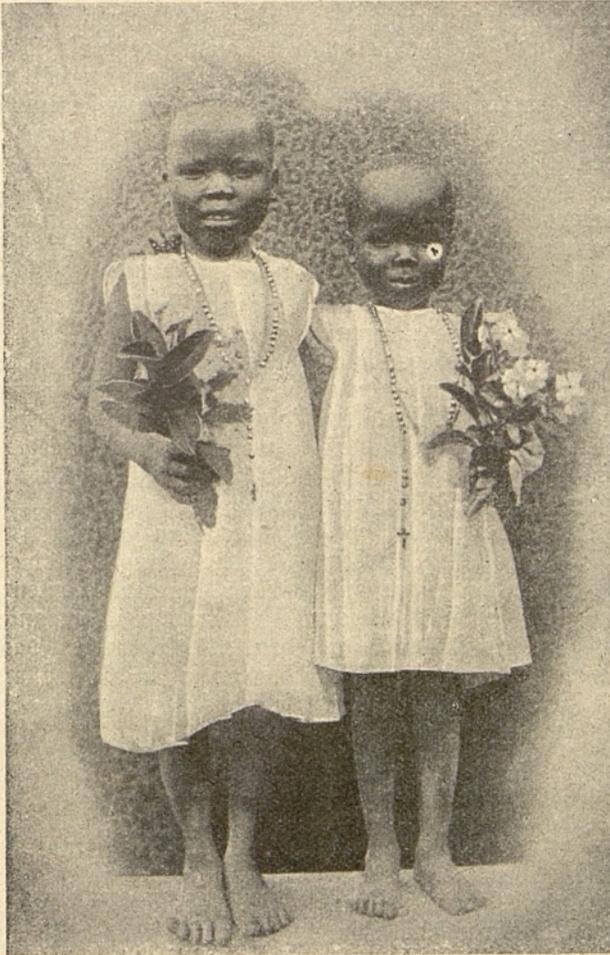
Die meiste Zeit aber verschwenden die Männer in Trinkgelagen und im Ausschlafen ihrer Bärenräsche, zumal wenn eine gute Ernte war. Von Kraal zu Kraal wandern die allzeit durstigen Reden, um im Zauber der weitestgehenden Gastfreundschaft an vollen, mächtigen Biertöpfen ihren Mut zu wagen und zu kühlen. Damit aber die Kraft nicht erlahme bei so männlichen heidnischen Taten, wird auch ein Böcklein, ein Schaf, bei einflußreichen Häuptlingen auch ein Rind geschlachtet, nicht selten ein verendetes, und im Wohlgeruch der Verwesung verzehrt, unter Gesang und Tanz, bis Stimmen und Füße den Dienst kündigen. Die heidnischen Germanen sollen es ja auch so gemacht haben und viele christliche machen es nicht viel besser.

Bier bereiten und herbeischleppen ist Aufgabe und Ehrensache der Frauen, wobei es natürlich ohne ausgiebige Saftproben nicht abgeht. Verwendet wird dazu Mais — weniger gut, Durcha — gut, Manna — besser, Raktusfeigen — vorzüglich, und die obgenannte Morulafrucht, die nach der Eingeborenen Urteil ein ausgezeichnetes Geflüß liefert. Die Gärung nimmt drei Tage in Anspruch, die Vertil-

gung einen bis drei Tage oder, besser gesagt, Tage und Nächte. Kultivierte Säuser müßten an derartigen Leistungen bald zugrunde gehen, nicht so unser schwarzes Buschvölkchen, bei dem man recht alte Männer und Weiblein entdecken kann.

stecken 180.000 Neger, um in einer Tiefe von 2000 bis 7000 Fuß für die weißen Magnaten den goldenen Götzen aus dem Lehm zu graben und zu waschen.

Die Beschaffung dieser schwarzen Arbeitskräfte bildet eigentlich ein eigenes Kapitel in



Latuka-Blüten.

Leider ist das starke Geschlecht vielfach nicht mehr im Busch. Die Männer sind eben teilweise schon Kulturarbeiter, wenngleich nicht gerade Kulturträger geworden, da sie sich als Arbeiter für die verschiedenen Gruben anwerben lassen und von dort mit dem Krankheitskeim in der Brust und mehr noch im Herzen in den Busch zurückkehren. In den Johannesburger Goldgruben allein

der Kulturgeschichte, das mich zu weit führen würde; doch ein wenig will ich auch in diesen Busch hineinstochern, um den schäbigen Hasen aufzustöbern, der daruntersteckt.

Man darf nicht erwarten, daß die Eingeborenen so mir nichts dir nichts oder aus eigenem Interesse zu den Gruben laufen und um Arbeit betteln; das wäre eine zu starke Anforderung für Menschen, welche die gol-

dene Freiheit und das süße Nichtstun lieben. Nun aber sind die weißen Goldjäger auf die billigeren schwarzen Hilfskräfte angewiesen, wenn sie nicht auf einen Teil des Gewinnes verzichten wollen. So hat denn der Grubenkonzern eine Natives-Recruiting-Company (N. R. C.) gebildet, eine Werbebande, um Eingeborene zu fangen. Diese Gesellschaft hat ganz Transvaal mit einem weitverzweigten Netz von Agenten und Sammelstellen überspannt.

Zwar haben die modernen, sozialwirtschaftlich unter dem Sternbild des Hundes stehenden Staaten den Sklavenhandel längst aktenmäßig verboten. Da aber gerade dieser Handel den Unternehmern viel Geld einbringt, so ist kaum anzunehmen, daß ein so einkömmlicher Betrieb auch wirklich eingestellt werde zu einer Zeit wie heutzutage, wo die Geldsucht und Goldjagd vielen tonangebenden und maßgebenden, meinetwegen auch maßnehmenden Persönlichkeiten nicht nur als erbliche Belastung anhaftet, sondern direkt als höchstes Lebensideal vor Augen schwebt; ganz gleich, ob sie auf Abgeordnetenbänken mit Pulken, Tintenfässern und faulen Eiern spielen; auf stolzen oder verhungerten Staatschimmeln durchs Leben trotten; als Bankdirektoren im Amte eine feine Zigarre rauchen oder bei Sektgelagen über das soziale Elend ihre grausamen Witze reißen. Man glaube doch nicht, daß religionslose Gesetzgeber in Wirklichkeit gegen

einen Unfug, einen Volksschaden, eine noch so große Gemeinheit ankämpfen werden, solange sie daraus ihre Geldtaschen füllen. So blüht auch der einkömmliche Sklavenhandel weiter unter dem schlafenden oder gar lächelnden Auge des Gesetzes. Er blüht in allen Staaten unter irgendeinem Decknamen; er blüht auch hier in Form der erwähnten Kompagnie und ist sehr einträglich.

So ein Agent, ein Sammler von „schwarzem Elfenbein“, erhält von der Gesellschaft für jeden abgelieferten Mann 75 Mark oder 127 S ausgezahlt, abgesehen davon, daß sich ein findiger Kopf — und die Lumpen sind meistens solch findige Köpfe — noch manch klingendes Nebeneinkommen auf Kosten der Kompagnie oder der Schwarzen verschaffen kann. Die Fälle sind nicht selten, daß so ein Sklavenhändler jährlich seine 200.000 Mark verdient und vergeudet. Freilich, ohne entsprechende Schmiere an leitender Stelle wird ein solches Werbeamt nicht zu erhalten sein; aber das Schmieren gehört nun schon einmal zum modernen Betrieb und in die moderne Zeit, die auch diesbezüglich alles auf den Kopf gestellt hat.

Die Mausfallen nun, worin die Grubenarbeiter gefangen werden, sind die Sammelstellen, die den Agenten unterstellt sind, jedoch von der Kompagnie unterhalten werden. Als Köder dient das Geld; ist auch anderswo so; in allen Lumpenzirkeln wird am selben Film gedreht. (Fortsetzung folgt.)

## „Wer es fassen kann, der fasse es!“

„Amen.“

Der Priester verließ den Altar. Die Orgel schwieg. Unter den hohen Gewölben verschwebten die letzten Weihrauchwölkchen.

Die Gläubigen verließen die Kirche, als letzte die Lehrer und Lehrerinnen mit ihren Klassen. Wartend standen nur noch die Mädchen der Oberklasse.

Und ihre Lehrerin kniete immer noch, den Kopf in den Händen, in der ersten Bank. Ein paar Mädchen fingen unruhig an zu hüfteln. Darüber schrak Gertrud Heilen auf. Wie abwesend schaute sie über die Blond- und Flachsköpfe. Soeben meinte sie noch ganz andere zu sehen, dunkle Gesichter, schwarze Wollköpfe, leuchtende Augen. Und

das Rauschen fremder Ströme und das Wehen von Palmen glaubte sie noch im heißen Gesicht zu spüren.

Gertrud stand eilig auf und verließ mit ihrer Klasse die Kirche.

„Kollegin Heilen schienen heute morgen ja mal wieder unersättlich. Das nenne ich geistigen Bielsraß“, scherzte in der Pause Lehrer Wöring ein wenig ironisch.

„Oh, die hat heute morgen sicher wieder den Küster geweckt“, lachte Margret Hilberg, die Jüngste im Kollegium, die eine frühliche Wandertour hie und da einer Weihrauchstunde vorzog. „Von einhalbsechs bis acht macht zweieinhalb Stunden. Heiliger Sanct Krispin, da ging ich laufen!“

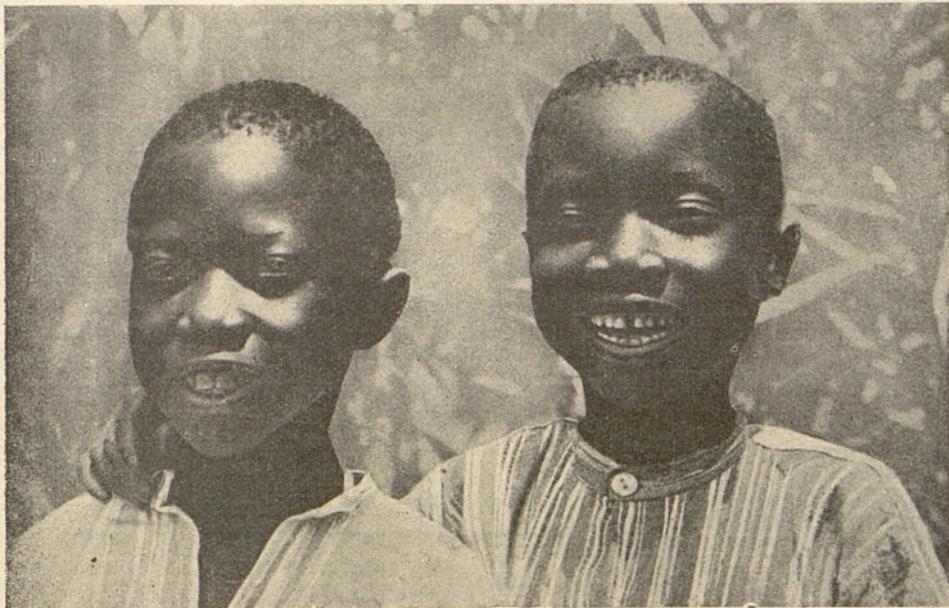
„Oder hatten Sie sich ein Nickerchen geleistet, Fräulein Gertrud?“ meinte Rektor Meinert gutmütig, als er sah, daß die Kollegin verlegen wurde. „Bei Ihrem alltäglichen Frühaufstehen wär's nicht verwunderlich.“

„Wär's auch nicht. Besonders, wenn man bis zur Geisterstunde musiziert und Kurzweil treibt, wie wir gestern“, gab sie munter zurück. „Aber ich will's nicht wieder tun, gestrenge Obrigkeit.“

Sie lachte herzlich, wie manchesmal,

immer nur die Tür im Auge, hinter der Fräulein Heilen mit ihren Großen eben das Dankgebet sprach. Dann ging auch diese Tür auf. Die Mädels, die Kanzen unter den Armen, kamen ruhig heraus. Es gab ein Durcheinander, ein Fragen, Vermuten, Achselzucken.

„Hat sie nichts gesagt? Vor'ge Woche sollte es schon sein, aber da war sie krank. Lene, frag du sie mal. Hast doch einen Stein bei ihr im Brett, weil sie dich so gerne leiden mag, wegen's Vorbeten.“



Die Sorglosen.

wenn sie die andern um eine Tatsache, die ihr allein gehörte, herumführen wollte.

„Ja, ja, Sie Träumerin, wer weiß, was dahinter steckt? Zur Strafe gibt's morgen früh einen Schlaf bis halb acht“, entschied Fräulein Miller, die Seniorin, mit Amtsmiene.

„Mitnichten“, lachte die Verurteilte. „Dann lieber heute abend von acht.“

„Ergo!“, stimmte das Kollegium bei und die Pause war zu Ende.

Zwölf Uhr. Klassenschluß. Eine lachende, schwärmende Schar stob ins Freie. Meist Burben. Die Mädchen, auch einige der Knaben, blieben flüsternd im Schulgang,

„Ne, die Erna kann sie fragen, weil sie die gestern gelobt hat, daß sie sich am meisten für die Heidenkinder abtnappt, wo sie sich sonst was Bekres dafür hätte kaufen können. Erna, da kommt sie!“

Die Lehrerin trat aus dem Klassenzimmer und sah verwundert die Schar, die sich im Schulflur staute.

„Nun, was gibt's denn noch? Habts ja sonst so eilig.“

„In'n Buchenwald sollten wir doch heute“, wagte ein schüchternes Kleinchen, steckte aber im selben Augenblick den Finger ins Mäulchen.

„Vor'ge Woche sollten wir schon, aber da

war's nichts geworden", unterstützten sie ein paar andere.

Gertrud Heilen fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Wie hatte sie das nur vergessen können? Und sie hatte es den Kindern schon vor Wochen versprochen.

"Weil wir am meisten von allen Schulen in der ganzen Stadt zusammengekriegt hatten, deshalb eben", brachte die braune Lene ermutigt die Begründung vor.

"Sicher, sicher, Kinder, wir gehen in die Buchen heute nachmittag. Um drei Uhr am besten. Es ist ja schulfreier Nachmittag. Butterbrot mitbringen. Treffort hier an der Schule. Eilt euch, daß ihr erst noch zu Hause helfen könnt!"

"Hurra! Hurra!"

Ein kleines Pausbackiges drängte sich noch mit liebem Schelmnlächeln an die Lehrerin: "Auch die Heste mitbringen, wo die Heidenkinderchen drin sind? Und wieder so schön vorlesen von — wo die Patres und Schwestern die kranken Heidenkinder getauft haben und zu den lieben Engeln geschickt."

Gertrud Heilens Augen kamen in einen weichen Glanz. Sie strich der Kleinen die hellen Locken. Hat es daheim selbst nicht viel besser wie manches Heidenkind, dachte sie mitleidig.

"Also Heste zum Vorlesen mitbringen, jeder, wie er will", verkündete sie lächelnd. Heidi ging's über den Schulplatz heim.

Nach dreiviertelstündiger Wanderung war der schattige Hochwald erreicht. Der Schwarm lagerte sich unter den Bäumen hin, wie ein Bienenschwarm auf einem Kleefeld. Die Butterbrote wurden herausgeholt und unter Schwäzen und Richern und Lachen verspeist. Ein paar kleine, blasse Mädels trollten sich verlegen ins Buschwerk und suchten nach Beeren und Hasenklie. Die Lehrerin ging ihnen unauffällig nach. Wie immer bei solchen Anlässen hatte sie sich von der Mutter die fünffache Portion in die Tasche packen lassen. Ohne daß die andern es merkten, steckte sie den Butterbrotlosen die belegten Schnitten in die mageren Hände und ging ebenso unbemerkt wieder zum Lager.

"Ich geh' durch einen grasgrünen Wald — und höre die Vöglein singen . . ." , scholl es ihr aus hundertzwanzig Kinderkehlen entgegen. Aus froher Brust sang sie mit. Aber bei der letzten Strophe nicht mehr. Ihr war,

als höre sie die Kinder immer ferner singen.

"Nun muß ich wandern bergauf, bergab, — die Nachtigall singt in der Ferne, — es wird mir so wohl, so leicht am Stab, — und wie ich schreite bergauf, bergab . . ."

Gertrud saß auf einem vorspringenden Felsstein, den Kopf in eine Hand gestützt. In ihren Blick kam wieder das Abwesende vom Morgen. Wie eine halbwirkliche Vision sah sie die blonden und hellen Kinderköpfe vor sich. Aber mit dem Blicke, der aus einer Innenvelt, die ihr selber noch unbegriffen war, kam, sah sie über die geliebte Schar hinweg. Da wurden ihr die Braun- und Flacksköpfe dunkel, schwarzvellig. Aus bronzefarbigem Gesichtern sahen traurige, unheimlich glänzende Augen sie klagend, werbend, vorwurfsvoll an. Bittende schwarze Händchen hoben sich ihr entgegen. Und es war, als begannen die Baumriesen zu rauschen und geheimnisvoll zu raunen:

"Warum müssen wir so lange bitten? — Wir sind so hungrig! — Wir sind so nackt! — Wir frieren! — Warum müssen wir so leiden? — Warum bleibst du bei diesen hier, die doch im Hellen sind? — Kommst du heute zu uns, kommen zu diesen morgen zwei andere. Komm — komm!"

Gertrud Heilen rieb sich die Augen, um die Vision zu verschleichen. Da waren sie doch, ihre lieben Kleinen. Hell lachten ihr die Gesichter entgegen, blond und braun waren die Köpfe, heimlich traut ihr Rufen und Freuen und Lachen. Der Heimatwald war's, der sie ragend und säuselnd überschattete. Schlüsselblumen und Buschwindröschen blühten lieb und freundlich neben dem heimischen Felsstein, auf dem sie saß, nicht die bunten Schlingblumen des finstern, fremden Urwaldes. Was war denn eigentlich in sie gefahren? Sie war doch wach und von klaren Sinnen.

Sie fühlte ein Zupfen am Kleide. Da stand die kleine, blasse Hanne, die Kruste des geschenkten Butterbrotes noch im Händchen.

"Fräulein Lehrerin, sollen wir denn jetzt mal?"

"Was denn, Johanna?"

"Von den Heidenkindern sprechen, wo neu-lich der Vater Missionär so viel davon erzählt hat, daß sie nicht mal was vom schönen Himmel wissen — und nicht vom lieben

Jesulein — und nicht von der Mutter Gottes und dem heiligen Schutzengel . . .“

Gertrud atmete tief und glücklich auf. Wie ein Landmann, der die ersten zarten Sprößlinge aus der braunen Scholle drängen sieht.

„Dann erzählt ihr nur mal, was ihr noch alles wißt von dem Schönen und Traurigen, das der Pater Ehrenfeld euch erzählte“, sprach sie lächelnd.

„Ist es denn sicher wahr, daß die Heidenkinder gar nicht mal getauft sind? Und keinen Heiland haben und nichts?“ fragte ein frischer Bub aus der vierten Klasse.

„Ganz sicher wahr ist das. Meint ihr, der Pater Missionär wüßte das nicht? Das hat er alles selbst erlebt“, belehrte die Lehrerin.

„Was haben sie denn, wenn sie keinen Heiland haben?“

„Götzen haben sie, ganz häßliche Götzenbilder; die haben sie sich selbst gemacht und beten sie an. Die Götzen sind aber tot und können den armen Leuten nicht helfen, wenn sie auch noch so viel zu ihnen beten.“

„Auch nicht, wenn sie ganz schlimm in der Not sind, wie hier manchmal die Leute“, fragte eine frische Blonde, „wenn sie die Grippe haben — und kein Geld für den Doktor und für die Medizin, und dann auch noch der Erste ist, und sie die Miete bezahlen müssen? Weißt du was, Fräulein Leh'rin, da hat neulich unsere Mama eine Andacht gehalten — eine Novene glaub' ich, zum hl. Josef und zum hl. Antonius und zur immerewigen Hilfe — und wir haben alle mithelfen müssen, auch das Friedchen, das noch gar nicht mal richtig sprechen kann. — Und eine Kerze hat Mama dann brennen lassen. — Und als dann die Novene bald vorbei war, da war bei Papa die Grippe gar nicht mehr so schlimm, und der Halter ist dann gekommen und hat gesagt, er wolle mit der Miete warten, bis Papa wieder arbeiten könnte. — Ich glaube aber, der hatte vor der Tür gelustert, als wir gerade noch allzusammen gebetet haben: ‚Jungfrau, Mutter Gottes mein!‘ Diesmal ist er ganz anders zu uns ‚reingekommen, viel freundlicher, — wo er doch sonst immer so geschimpft hat wegen der Miete, und Mutter geweint. Friedchen hat er sogar zehn Pfennig gegeben.“

Einen Augenblick hielt das kleine Plaudermäulchen inne, die hellen Auglein sahen in

der Runde herum, ob alle zuhörten. Dann hub es noch einmal an:

„Wenn nun aber ein Heidenpapa die Grippe hat — und die Heidenmama kein Brot und keine Medizin kaufen kann und auch noch die Miete bezahlen muß, was dann, Fräulein Leh'rin?“

„Dann bleibt der arme Heidenwater krank und kein Doktor kommt, und kein Brot ist da für die armen Kinder . . .“

„Und dann setzen sie die kleinen Kinder einfach auf die Straße?“ rief atemlos ein Achtjähriger.

„Und dann kommen die wilden Tiere und fressen sie auf . . .“

„Weil sie ja keinen Schutzengel haben, der auf sie aufpaßt . . .“

„Und weil sie nicht beten können: Heiliger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein!“

„Und auch nicht: Jesuskindlein klein, mach mein Herzchen rein!“

„Und singen können sie sicher auch nicht: Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn!“

„Sag, Fräulein Leh'rin, einen hl. Josef Lilienmann haben sie auch nicht, die armen Kinder“, rief die Pausbackige.

„Und keinen Nikolaus, der ihnen Leckeres bringt?“

„Auch nicht!“

„Aber doch sicher das Christkindchen“, rief die sanfte, schmale Heimann, der das Christkindlein immer den ganzen Salontisch mit Geschenken füllte.

„Nein, Elisabeth, auch kein Christkindchen haben die Heidenkinder.“

„Das geht aber doch gar nicht, Fräulein Leh'rin. Die armen, armen Kinder!“

„Nicht wahr? Da möchtet ihr ihnen alle etwas mitgeben, gelt?“

„Meine Puppe, die schlafen kann und Papa und Mama sagen, soll ein kleines Heidenmädchen haben“, rief ein Blondköpfchen mit leuchtenden Augen.

„Und mein Schaufelpferd“, schrie Hans, das einzige Kind des Dr. Runner. „Ich will es Christkind sagen, daß es den ‚May‘ wieder ganz neu macht.“

„Ach, das ist ja viel zu weit über das große Meer“, sagte Erna Heit, die Bierzehnjährige. „Bis die Sachen rüber kommen, sind sie nicht mehr schön. Und es kostet auch

zuviel. Wissen Sie was, Fräulein Lehrerin, wir schreiben alle Briefe ans Christkind mit unsern Wünschen und geben sie den Eltern zum Besorgen. Und dann bitten wir das Christkind, es möge uns nur die Hälfte von allem bringen, das andere möge es dem Vater Ehrenfeld oder Fräulein Lehrerin geben für die Heidenkinder.“

ich selber zu den Schwarzen nach Afrika, oder noch viel weiter, und dann taufe ich Heidenkinder — und dann baue ich ganz große Häuser, wie mein Vater, da kommen sie alle drin. Und Bälle kaufe ich und Schaukeln, dann sollen sie spielen. Und jeden Abend gibt's Kakao und Anisbrötchen. Eine ganz große Kirche baue ich auch und dann



Eine Vornehme.

Begeistertester Beifall.

„Das ist ein schöner Plan“, stimmte die Lehrerin bei. „Aber dann wäre es gut, wenn keiner vom andern wüßte, was er weggeschickt hat. Nur der Vater, der es zu den Heidenkindern bringt.“

Zustimmung.

„Wenn ich aber groß bin, dann will ich gar nichts mehr vom Christkind haben“, beteuerte der lustige Hans Scheler, der „Schelm“ der fünften Klasse. „Dann gehe

feiern wir Heiligabend und Weißen Sonntag. Wenn ich nur schon groß wäre!“

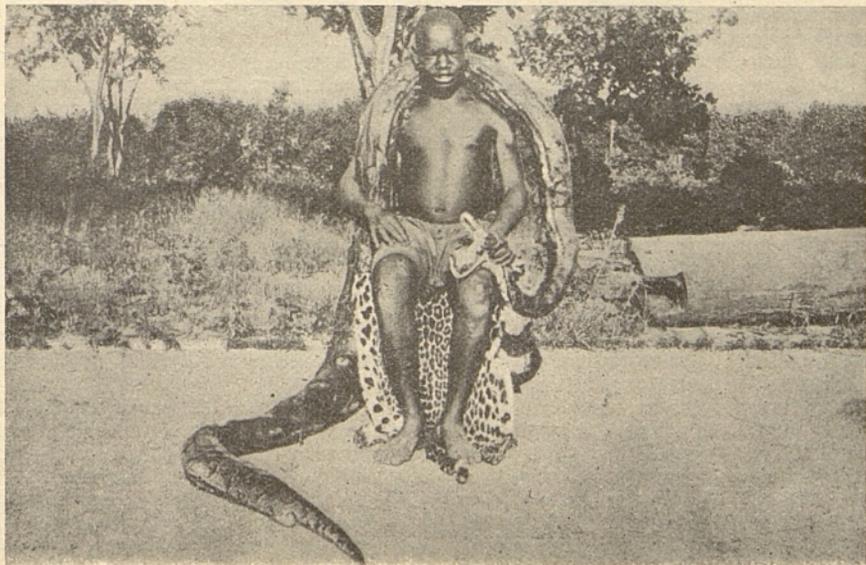
„Und ein großes Haus baust du dann aber auch für all die vielen Opas und Omas. Die haben's auch ganz schlimm, hat unsere Mutter mir erzählt“, kam der braune Erich wichtig dazwischen. „Weißt du, Fräulein Leh'rin, als unsere Oma jetzt so krank war, da hat sie gesagt, im wilden Heidenland da täten sie wohl mal so eine alte Oma schon ins Grab, wenn sie noch nicht ganz tot wäre.“

Nicht einmal in einen Sarg kämen sie; einfach in altes Zeug eingenäht würden sie. Ist das sicher wahr, Fräulein Leh'rin?"

"Leider ist es wahr. Ich weiß es von der Schwester Eveline, die ja zehn Jahre bei den Wilden gewesen ist. Seht, so müssen die ungetauften Menschen im Heidenland leiden. Wenn aber viele Missionäre und

Kinder! Viel weniger macht zusammen viel. Und nun wollen wir singen!"

"Und dann Heidenkinderschule spielen, wie Fräulein Lehrerin es so schön gedichtet hat", rief Grete Holz, das Lehrertöchterchen. "Ich will Missionslehrerin sein. Hermann Wörth ist Missionär. Die Kleinen von der zweiten Klasse sind die Heidenkinder."



Erlegte Riesenschlange.

Missionschwwestern zu ihnen gehen und viele taufen und loskaufen können, so werden es immer weniger sein, die es so schlimm haben."

"Ich will auch Missionär werden!" — "Ich auch!" — "Und ich werde Missionschwester!" — "Ich auch!" — "Ich auch!" — "Und morgen wollen wir die Büchse aufstellen, wo wir alles drin tun, was wir sonst für Leckeres brauchen. Fräulein Leh'rin soll sie dann verwahren." — "Schön, schön,

Gertrud Heilen sah lächelnd über die froh-begeisterte Schar. Wie Wachs, weich und biegsam, war doch das Kindergemüt. Aber da war wieder wie ein Blitz, wie ein Wetterleuchten, das durch Seelengründe fuhr, der Gedanke: Und diese Kinder soll ich verlassen — und zu jenen Fremden in eine ferne, dunkle Welt gehen?

Heiß und kalt ging es ihr durch die Glieder. „Unmöglich“, beehrte die Natur in ihr auf.

(Fortsetzung folgt.)

## Anheimliche Brut.

Von Dr. August Cagol.

(4. Fortsetzung.)

Die Empfänglichkeit der verschiedenen Tiergattungen hinsichtlich des Schlangengiftes ist sehr verschieden. Die kleinste Menge von Kobra- oder Mambagift tötet ein Huhn oder Kaninchen in weniger als einer halben Stunde, während eine Rake oder ein anderes fleischfressendes Tier

möglicherweise schadlos davorkommt. Wenn der Biß einer Puffotter die Schlagader eines erwachsenen verlegt, wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Tod binnen einer Viertelstunde eintreten, da durch ein so großes Blutgefäß das Gift unmittelbar zum Herzen geführt wird.

Wenn ein Ochs auf der Weide in die raube, harte Zunge gebissen wird, übersteht er es ganz gut. Ebenso wenig Schaden Schlangenbisse den Schweinen, deren dicke Fettpolster einen vorzüglichen Schutz bieten. So kommt es denn, daß Schweine ausgezeichnete Schlangenfänger sind und an diesen glatten Bissen ein pikantes Lieblingfutter finden.

Ein großes Mastschwein fand in der Ecke seines Pferchs eine aufgerollte Ringhalschlange. Das hungrige Borstentier ließ sich auf seine Knie nieder und untersuchte mit der Rüsselschnauze das wurstartige Ding. Da kam Leben in die Schlange; doch schien sie in schlüffig, was zu tun. Ohne viel Federlesens packte das Schwein sie am Schwanzende und begann an ihr zu kauen. Die Schlange schnellte hin und her und suchte sich zu befreien; doch ihr großer Gegner ließ nicht locker und kaute in aller Gemütsruhe weiter. Ein schneller Vorstoß, und die Schlange biß in des Tieres feisten Nacken, und ein zweites, drittes und viertes Mal, immer in die gleiche Körpergegend. Ungestört setzte das Schwein seine lebende Mahlzeit fort, und der Ringhals wurde kürzer und kürzer. Als die Schlange zu merken schien, daß ein Entkommen nicht mehr möglich, wartete sie das unvermeidliche Ende widerstandslos ab. Das gefühllose Borstentier vollendete sein Mahl. Üble Folgeerscheinungen traten nicht auf. Nach vier Monaten wurde das vollständig gesunde Tier geschlachtet. In seinem Nacken fanden sich vier kleine, blaugrüne Geschwülste, die Schlangengiftstellen. Die dicke Fettschicht enthielt keine Blutgefäße, so daß das Schlangengift nicht in die Blutbahn eintreten konnte.

Die indische Manguste (Schleichkatze) genießt den Ruf, gegen Schlangengift unempfindlich zu sein. Es ist aber nicht so, sondern das behende Tier ist von staunenswerter Beweglichkeit und greift giftige Schlangen mit solchem Geschick an, daß sie nicht zum Beißen kommen. Auch weiß es die Aufmerksamkeit der Schlange abzulenken, indem es mit dem buschigen Schwanz allerhand Bewegungen macht, ehe es zum Angriff übergeht.

Auch der Igel gilt als schlangengiftfest; allein ihn schützt sein Stachelkleid.

Tiere, die giftige Schlangen vertilgen, werden mit der Zeit immer widerstandsfähiger gegen Schlangengift, doch sind sie nie ganz geheilt.

Es ist der Wissenschaft gelungen, ein Heilmittel gegen Schlangengiftvergiftungen herzustellen, doch ist es wesentlich, daß das Mittel ohne Zeitverlust Anwendung finde. Zu Port Elizabeth in der Kapprovinz wird aus Schlangengiften ein Serum hergestellt, das gegen Schlangengift wirksam ist.

In dieser freundlichen Hafenstadt befindet sich ein „Schlangenpark“, wo Giftschlangen zu Tausenden gehalten und von Zeit zu Zeit „gemolken“, d. h. ihres Giftes entledigt werden. Da wimmelt es hinter sicheren Drahtzäunen von unheimlichem Getier; Mambas, Puffottern, Kobras und Ringhalschlangen. Johannes, ein verständiger Schwarzler, ist ihr Wärter, dem sie aber nicht allzu große Anhänglichkeit entgegenbringen, denn bereits 13mal haben diese tüchtigen Pfleglinge ihre giftbaltigen Zähne in sein dunfelhäutiges Fleisch geböhrt. So ist er gewissermaßen ein lebendes Aushängeschild für die Wirksamkeit des in der Arbeitsstätte der Anstalt hergestellten Heilserums, das ihn bereits sechsmal vor sicherem Tode bewahrt hat. Allerdings haben ihm die wiederholten Bisse eine gewisse Unempfindlichkeit gegen das Gift eingeimpft, allein gerade der letzte Biß durch eine große Puffotter schien seiner Schlangenhüterlaufbahn ein vorzeitiges Ende bereiten zu wollen. Es verging einige Zeit, bis die heilsame Einspritzung vollzogen werden konnte; auch mochte die Menge des in die Wunde gedungenen Giftes außergewöhnlich groß gewesen sein, kurz, Johannes verlor das Bewußtsein und es stellten sich heunruhigende Anzeichen ein, so daß eine zweite Einspritzung gegeben werden mußte. Nach einer guten Stunde befand sich der Leidende auf dem Wege der Besserung und konnte nach wenigen Tagen wieder seinen unheimlichen Dienst versehen.

## Der Sohn des Freimaurers.

Von Anna Kayser.\*

(Fortsetzung.)

„Du läßt ihn gehen, Onkel . . . ja?“

Sie sah ihn an, wie wohl ein wundes Reh den Weidmann anblickt, wenn es um Schonung für seine Jungen fleht.

„Das bittest du mich . . . du?“ Heftig schüttelte er ihre Hand ab. „Und ich Tor habe gedacht, an dir einen Anwalt zu haben . . . Bist wohl auch froh, wenn er fortkommt?“

„Onkel!!“

Ein so bitteres Weh durchzitterte ihre Stimme, daß er betroffen aufsaß.

Aufmeierend wandte sie sich ab.

Das war ihm zu viel. Tränen waren ihm verhaßt. „Barbar, der solch eine Perle wegwirft!“ dachte er grimmig. „Der natürliche Knabe!“

Damit warf er die Türe zu, stürmte aus dem Hause, den Weg zum See hinab.

\* Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Baderborn.

Frau Werner trug auf beiden Schultern. Ihr Herz segnete Herberts Wahl . . . wenn auch unter herbem Opfer. Und blutete unter dem Zornwürfnis zwischen Gatten und Sohn.

Hätte sie solche Konflikte als Achtzehnjährige ahnen können, als sie sorglos ver-

säze und religiösen Betätigung war alles, was sie erreicht hatte. —

Das waren nun die Ferien, auf die sich Werners den ganzen Sommer über gefreut hatten, da Herbert heimkommen würde als ganzer, fertiger Mensch: „Es ist erreicht!“



Im Gewande der Zeitung.

trauend die Hand in die des schwärmerisch geliebten Mannes legte! In dem großen Glauben frommer, hinter Klostermauern verlebter Jugend hatte sie auf die Allmacht der Liebe vertraut. Hatte sie gehofft, den Mann, der ihr die Verkörperung jeglicher Bornehmheit und Ritterlichkeit schien, im Sturme zu Gott und Glauben zurückführen zu können.

Eine überlegene Duldung ihrer Grund-

Der Berg mit den unbegrenzten Ausichten war erklimmen. Nun sollte mal erst gerastet werden. Der Justizrat hatte sich seine Ferien auch in diese Zeit gelegt und mit Frau Mathilde und Ruth einen Reiseplan nach dem andern gemacht. Keiner schien ihm schön und reichhaltig genug.

Nun nannte keiner mehr das Wort Reisen.

Die Nachbarvillen standen schon mit ge-

schlossenen Läden und Toren. Das Wernerische Haus lag mit offenen blumenprangenden Fenstern unter der Sommer Sonne, aber drinnen war eine Stille, als ob einer im Sterben läge. Der Hausherr kam kaum aus seinem Arbeitszimmer. Nur bei den Mahlzeiten ließ er sich bei den Seinen sehen. Und dann ging kein Laut als ein gelegentliches Räuspfern, das leise Klirren des Geschirrs und hier und da ein „Bitte“ und „Danke“. Jeder Versuch Herberts, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, zerging an Werners starrem Schweigen. Er litt schwer. Das fremdkalte Wesen des Vaters, der Mutter stille Schwermut, die ganze mit schroffen Kontrasten gefüllte Atmosphäre im Elternhause, das alles legte sich lähmend auf seine Willenskraft. Wenn er Ruths wehes Lächeln, das Beben ihrer Hand, wenn sie die seine berührte, die dunklen Schatten um ihre Augen sah, dann trieb es ihn hinaus auf einsame Waldwege. Stunden träger Mutlosigkeit wechselten mit Tagen heftigen Kampfes. Er fühlte, lange würde er nicht mehr neben so viel stummem Schmerz herleben können.

Und der Versucher grollte: Mit welchem Rechte quälst du diese Menschen, die dich lieben . . . , das junge Kind, das dir vertraute? Mensch ohne Herz und Blut, der so viel Liebreiz zur Entsagung verurteilen kann! Sieh, wie sie leidet um dich! Tor, der du einem Phantom nachjagst, das dir Dornen gibt statt Rosen, Verzicht statt Genuß . . .

Bilder stiegen betörend auf und umgaukelten seinen kampfmüden Geist. Er sah sich mit Ruth auf den Sonnenpfaden des Lebens, sah die Eltern neu aufleben im Glücke der Kinder. So viele andere wußte er auf diesem Wege, Edelmenschen. Ein reiches Leben lebten auch sie, und ein schönes Ziel würden auch sie erreichen. Wie der junge Philologe Mauring in dem kleinen Schweizerhäuschen unten am Seeufer. Wenn er von einsamen, stundenweiten Spaziergängen kommt, müde und unlustig, heim ins traurige Haus zu gehen, dann sieht er ihn mit seiner jungen, lieblichen Frau wohl auf der Rosenveranda sitzen, hört sie plaudern oder Laute spielen und singen, hört die beiden reizenden Braunköpfchen lachen. Und seine Schüler, von der Sexta bis zur Prima, schwören auf ihren Lehrern. Glücklich sät er seinen Samen in lenzliche Erde, läßt sie von des Himmels

Sommer Sonne bescheinen und heimst lachend eine volle Ernte ein. Und wird ihm mal die Stirne heiß, so wischt eine weiche Hand ihm lächelnd den letzten Schweißtropfen ab.

Herbert begegnete den beiden einmal tief im Forst, wie sie, hingelagert an einer heimlichen Duelle, mit den Kindern ihr abendliches Mahl hielten, ein Bild glückgesättigten Genügens. Er sah es ungesehen. Da packte ein Fiebern seine Sinne, sein Denken irrte in einem süßen Schwindel. Und in diesem Schwindel sah und fühlte er nur ein Bild — Ruth. Ruth, wie sie ihm aus einer Welt voll Sonne und Helle verlangend und verheißend die Arme entgegenstreckte. Warum soll er nun sein Glück in einer Welt suchen, aus der Gletscherluft ihn amweht, aus der die Entsagung mit knöcherner Hand nach ihm greift —, in der all das warme, gottgegebene Glückverlangen zur Sünde wird . . . ?

Gequält stöhnte Herbert in solchen Stunden auf, und immer weiter floh er vor sich selbst. Hatte er zu viel von sich erwartet, zu viel auf eigene Kräfte vertraut? Er hatte es doch gewußt, daß er auf den ersten Begeisterungssturm kein Leben würde aufbauen können, daß auch der kühle Verstand zu seinem Rechte kommen wollte. Er war sich groß vorgekommen in seinem ersten Heldenmut, einem Feldherrn gleich, der eine schwierige Stellung mit einem einzigen kühnen Ansturm nehmen möchte.

Fast hatte er sich selbst bewundert. Kaum daß er andere, Bedacht same, begriffen hatte.

Warum zögerte er nun dennoch? Warum zerreißt er nicht mit mutvollem Entschluß die Bande, die ihn halten? Weil er das warme heimische Nest nicht, noch nicht verlassen will. Und die Atmosphäre, in der Ruth lebt und um ihn leidet.

Er weiß, es ist ein süßes Gift, das er tropfenweise in sich aufnimmt. Tatenlos sieht er dem Kampfe der beiden Mächte in seiner Brust zu. Kaum daß er sich noch Rechenschaft gibt, auf welcher Seite er den Sieg wünscht.

Nun war er bereits drei Wochen daheim. Und immer noch verharrte der Vater in derselben fremden Feindlichkeit, die nicht einmal den Gedanken an eine Annäherung oder ein Ansprechen zuließ. Er tat, als wären die drei Menschen neben ihm einfach

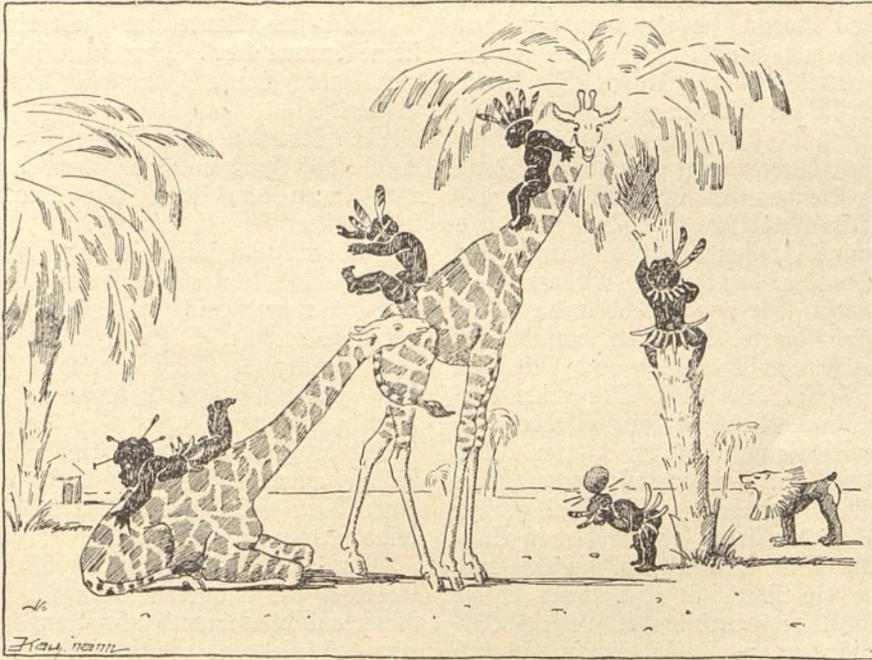
nicht da. In manchen Tagen kam er überhaupt nicht heim.

Frau Mathildes Ausdruck und ganzes Wesen sprach von tiefem Leide und von schlaflosen Nächten und heimlichen Tränen.

Und der Sommer lag so leuchtend und sonnig, so schwer von Segen über dem Lande wie lange Jahre nicht. Der Himmel und der See blauten sich an und tranken die

len, seufzte, wenn es durch die bunte Pracht ging: „Wäre nur erst alles vorbei!“ Und wurde immer trauriger und schmäler von Wangen und Gestalt.

Ungebrochen verwelkten die Rosen am Springbrunnen. Ruth merkte auch nichts, als die Asten ihr kühles Leben begannen, mußte auch nicht, wann die kleine Ammer vor ihrem Fenster das letzte Lied gesungen



Afrikanische Rutschpartie.

Lieder und die Wonnen, die in trunkenen Fülle zwischen ihnen waren.

Der Park vermochte die Überlast der Blüten und Düfte nicht zu fassen, insonderheit keiner davon nahm. Da trug er sie hinaus zu den sommerlichen Menschen, die in leichten Gondeln über die Wasser glitten, zu den Winzerinnen in den Weinbergen und zu den Sennerinnen auf den Almen.

Denen schwoll das Herz im Busen und das Lied in der Kehle, wenn sie mit durstigen Sinnen die süßen Talldüfte mit dem herben Hochwind einsogen.

Aber das blasse Mädchen, dem sie in schwellender Rauschfülle in die Sinne quol-

hatte. Nur als sie eines Tages hurtig hin und wieder flog, da merkte Ruth, daß sie ihr ihr Nestglück zeigen wollte. Sie sah die flaumigen Körperlein zappeln, sah gesperrte Schnäbelein und Auglein wie rollende Perlechen. Und die Asten wippend und äugend und wohligh zufrieden drüber auf ihrem Aste.

Da lächelte Ruth — und seufzte — und drückte ein Weilchen die Hand an die Augen. Und fühlte, daß ihr der Sommer wehtat. Und die Sonne und die Rosen und die singenden Kinder am See und die flaumigen Böglein im Nest. —

Auf dem „Drudensfels“ saß Herbert am liebsten, wenn die Unrast und Ruths Nähe

ihn hinaustrieben. Wirr und planlos übereinandergetürmte Felsen waren es, wie von zornigen Göttern zerklüftet und zerrissen. Hier hatten er und Ruth einstmals ihren Auszug gehabt, hatten den Enten und Schwänen Futter zugeworfen und Steinen in die Flut geschleudert und die Kreise, die sie zogen, gezählt. Und die Spaziergänger belauscht, die unten in der Felsbucht saßen.

Herbert wußte, daß auch Ruth dieses Plätzchen liebhatte. Aber zweimal in der letzten Zeit, wenn sie ihn vom seitlichen Kletterpfad aus erpäht hatte, war sie wie ein erschrecktes Reh umgekehrt. In letzter Zeit mied sie die Klippen ganz.

Herbert fühlte sich hier wohler als drunten auf den blumenbunten Seewegen. Diese von einer strengen Gewalt zerrissenen, grauverwitterten Felsblöcke taten ihm wohl wie eine furchige Greifenhand dem jungen Unband. Wenn er oben stand, von herber Seebriese umweht, war ihm, als ob er den Geist der Großen spürte, die auch einsam auf rauhen Höhen zwischen Gott und Menschen rangen. Moses, der große Titane der Altzeit auf Sinai. Bruder Franz auf dem wilden, menschenfeindlichen La Berna. Und immer deutlicher, immer drängender hörte er in solchen Stunden den Ruf des großen Königs, dem der Feind seine Völker in Banden hielt. Und immer noch zauderte und schauderte die Natur in ihm, wenn er an den strengen Heerdienst dachte, an jene Völker und ihr dunkles, heißes Land. Es gab auch Tage, Stunden, in denen er, ohne sich noch einmal umzusehen, hätte hinstürmen mögen, sich in die vordersten Frontreihen stellen und Land und Volk im Sturm erobern. Aber wenn er dann einen neuen Weg zum Vater wagen wollte, wenn er die liebe Stimme der Mutter hörte und ans letzte „Ruth, lebe wohl!“ dachte, dann tat er einen langen Atemzug — und seufzte: „Morgen!“

Eines Tages aber erkannte er, daß nur eines ihn noch vor sich selber retten könnte: die Flucht. Fort — in die Ferne, wo der Blick weiter, der Geist freier, der Wille entschlossener wird!

Er wollte bei sinkender Sonne eben vom Drudenfels herabsteigen, da hörte er aus der Grotte unter sich Stimmen. Er sah hinab, sah einen weißen Strohhut im Kies liegen

und hörte eine Kinderstimme: „Tante Helto, waum weinst du?“

„Tante Helto nit. Tante Gut isse das doch“, zwitscherte ein zweites Stimmchen.

Herbert sah den kleinen Knirps mit Muscheln herbeilaufen. Es waren wohl die Kinder des jungen Fährmannes, der um diese Zeit Fremde auf dem See fuhr.

„Tante Gut hans lange nit meh mit Talla und Annie pielet“, klagte das kleine Mädchlein. „Tante Gut hanit meh hieb!“

„Woll hieb, Tante Gut“, widersprach der kleine braune Kerl. „Hat hans sicher Weh-meh habt, Tante Gut. Hat hans weiße Baden.“

„O, Weh-meh, aame Tante Gut! Tomm, Annie dich hans viel hiebhaben. Dann einmal singen von kleine Hänfel und Gretel, bitte, bitte!“

Herbert beugte sich weiter über den Felsen. Er sah Ruth auf der niederen Birkenbank sitzen. Er hatte nicht gewußt, daß sie wieder daheim war. Sie war vor drei Tagen zum Geburtstag ihrer Freundin in Nürnberg gefahren, und er wunderte sich, daß sie schon zurück war.

Die drolligen Kleinen waren ihr auf den Schoß geklettert, und sie hatte um jedes einen Arm geschlungen. Aber er hatte noch keinen Laut von ihr gehört.

„Nu, Tante Gut, singen!“ hörte er gebieterisch das Mägdlein drängen. Da sang Ruth, und die feinen Kinderstimmchen fielen ein: „Hänfel und Gretel verirrtten sich im Wald, es war finster und so bitter kalt...“

Herbert trat zurück. Das Singen tat ihm weh. War dieses Weinen in klagendem Molltönen alles, was von Ruths wonnigen Liedern geblieben war, um die wohl noch der See und die blauweiße Gondel trauerten? Und der Flügel im Gartenzimmer.

„Tante Gut tann nit mehe hön singen. Imme noch Weh-meh, aame Tante Gut?“ sagte das kleine Mädlein. Und kindlich tröstend: „Talla un Annie tommen heute mogen mal wieder, bingen hanße Masse Muscheln mit. Dann hat Tante Gut tein Weh-meh mehe.“

Ruth flüsterte etwas. Er dachte, daß sie die Kleinen wohl küssen mochte. Dann sah er die Kinder davontrippeln, dem Vater entgegen, der eben mit seinem Rahn anlegte.

In plötzlichem Entschluß stieg er rasch

seitlich die Klippen hinab, ging ein Weibchen den Weg auf und ab und dann wie von ungefähr auf Ruth zu.

Sie mochte sich unterdes gesammelt haben. Er sah, daß sie blaß war, aber ganz ruhig. Sie kam ihm entgegen, und er fragte sie nach ihren Freunden in Nürnberg. Sie erzählte vom Wohlbefinden aller Pirkholts. Dann schwiegen sie wieder und gingen langsam auf und ab. Der See lag unter dem blutroten Scheidlicht der Sonne, Tausende von Leuchtkäfern schwirrten, die weißen Schwäne zogen dem Schilf zu, eine erste Abendglocke von weither aus den Bergen läutete den sonnensatten Tag zur Ruhe.

Herbert fühlte wieder den traumnahen Zustand, den die Sonne über Menschen bringt, wenn sie sie in der Nacht allein läßt. In dem es die Menschen drängt, bei Menschen zu sein.

Er raffte sich mit einem inneren Strafen los. Er wollte nicht das, was er sich am Morgen in einer Opferstunde und eben auf seinem „Sinai“ errungen, in einer traumschlafenen Abendweile wieder verlieren. Darum jetzt ohne weitere Verhandlungen mit dem Feinde den zerreibenden, tatenlosen Stellungskampf abbrechen.

„Ruth!“

Sie sah ihn mit bangen Augen an, als zitterte sie vor einer neuen Wunde.

„Wenn ich weit fort sein werde von daheim, Ruth, wirst du bleiben, was du immer warst, die Tochter meiner Eltern?“

Sie standen am eisernen Wehr, wo der See tief und strandlos war. Ruths Hand lag schmal und müde auf dem Rand. Er legte die seine einen Augenblick auf die ihre und fühlte, wie sie aufzuckte. Auch ihre Stimme war unsicher:

„Willst du denn schon . . .?“

„Nein, in unser Märchenland geht die Fahrt noch nicht“, lächelte er. „Nur ein wenig umgucken will ich mich unter den verschiedenen Sternen. Muß doch sehen, ob ich die Fleischtöpfe Ägyptens für den Honig — und die Heuschrecken Kanaans — lassen kann. Bis ich wiederkehre, Ruth, — werden meine Eltern nicht allein sein?“

„Warum fragst du?“ sagte Ruth. Er fühlte den Vorwurf und drückte warm ihre Hand. Als er aber merkte, daß sie sie zurückzog, ließ er sie fallen.

„Ich danke dir, Ruth. Ich wußte es ja. Und deinen Bruder vergiffest du auch nicht?“ Sie nickte nur, und langsam gingen sie heim zu.

In des Justizrats Augen blitzte ein Hoffnungspunkte auf, als er hörte, daß Herbert reisen wolle. Die Welt draußen mit ihrem warmen Pulsschlag, mit ihren immer wechselnden Reizen, dachte er, würde ihm seinen überspannten Sohn geheilt zurücksenden, und er begann zu hoffen.

\*

Ein Jahr ist dahingegangen. Durch die weiten Hallen des St.-Peters-Domes schreitet zu einer von Fremden wenig benutzten Stunde ein junger Mann zum Grabe des ersten Papstes. Sein Antlitz ist von der südlichen Sonne gebräunt. Sein Blick ist der eines Menschen, der viel gesehen und eine Fülle von Eindrücken in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

Ja, Herbert Werner hat viel geschaut und erlebt und getrunken von fremder Schönheit und Pracht und Kunst. Er hat das Leben in einer unendlichen Vielgestaltigkeit belauscht, vom raffinierten Luxus der leichtlebigen Menschen an der Seine . . ., dem üppigen Genießen derer am Ebro . . . bis zu der heißblütigen Art der Bewohner der Lagune.

Er ist unter den Palmen und Zedern Palästinas gewandelt, hat die geweihten Stätten gesehen, wo der Menschen Größter seine Erdenwege ging. Er hat auf dem Tabor Verklärungslicht geahnt und auf dem Ölberge Todeschauer nachempfunden. Auf dem Berge, auf dem einst das alte Salem seine Schächer richtete, hat er dem gewaltigsten Drama der Weltgeschichte erschütterter nachgehonnen.

An Ägyptens monumentalen Königsgräbern hat er gestanden. Hat, ergriffen von der Hinsälligkeit alles Irdischen, den tragischen Welt Schmerz Salomos nachempfunden: „Vanitas vanitatum . . .“

„Eitelkeit der Eitelkeiten . . .“, und alles ist Eitelkeit.“

Von all seinen Wanderfahrten hat er es stärker und tiefer wieder mitgebracht, das unheilbare Heimweh der Seele, die von Gott und für Gott geschaffen ist, und unruhig bleibt . . ., bis sie ruhet in ihm.

Hier im ewigen Rom, auf dem von Mär-

tyrerblut geweihten Boden, will Herbert Werner das letzte Fazit ziehen aus seinem Weltsehauen und -erleben.

Lange hält er Zwiesprache mit dem ersten mutigen Christusjünger. Der legte Neß und Werkzeug aus der Hand, als ein Größerer ihn rief. Und sah nicht mehr um nach Heim und Familie.

Auch ihn ruft Gott zum Menschenjange. Er ist bereit.

Die Kuppel von St. Peter lag schon in Abenddämmer, als Herbert aus dem Portal trat. Beim Obelisk auf dem Petersplatz blieb er stehen, in Bewunderung des grandiosen Steindenkmals verloren, das in seiner wuchtigen, massiven Einheit so recht den Felsen Petri versinnbildet.

„Tu es Petrus . . .“, flüsterte er halblaut, begeistert.

„Ja, bei St. Peter, bist du es denn wirklich?“

Werner fuhr herum und sah sich zwei Ordensmännern im braunen Gewande gegenseitig über. Ein Aufblitzen der Augen, Staunen, Erkennen . . . und er hielt die Hand des einen mit festem Druck umspannt.

„Helmut! Himmel, das ist ja unmöglich! Wie kommst du nach Rom?“

„Nun, zu Wasser und zu Lande. Ich darf dich wohl daselbe fragen.“

„Ich? — Vielleicht auf der Jagd nach dem Glück.“

„Und hast du's gestellt?“

Herbert zuckte die Achseln.

„Dann komm mit in unser Kloster. Dort hat es eine Heimstätte. Wo wohnst du?“

„Bis jetzt nirgends. Ich habe Empfehlungen an den Rektor des Germanikums.“

„Das hindert dich nicht, es dir bis morgen bei uns gemütlich zu machen. Bist herzlich eingeladen. Nicht wahr, Konfrater?“

Pater Mergotti, Helmut's Gefährte, nickte eifrig und drückte dem jungen Deutschen herzlich die Hand. Er war ein Kind der Campagna und radebrechte die Sprache der Teutonen nur notdürftig.

Unter interessiertem Erzählen gingen sie zum Kloster.

Der Empfang war überaus herzlich. Herbert fühlte sich in der ersten Stunde daheim in der Gesellschaft von gleichstrebenden Menschen.

Bis tief in die Nacht saßen die Freunde in anregendem Gespräch in Pater Helmut's Zelle.

„Nun darfst du mir endlich einmal sagen, warum du damals bei Nacht und Nebel davongingst. Das habe ich dir nie ganz verziehen. Trauest du mir wirklich ein Berstehen nicht zu?“ war Herbert's erste Frage, als sie allein waren.

„Das war's nicht. Der Grund lag tiefer. Ich hatte dein Suchen bemerkt, solange ich dich kannte. Erinnerst du dich noch unserer Extratouren von München aus? War's nicht fast jedesmal schweigendes Übereinkommen, daß wir in Andechs oder Ettal landeten? Dann, wenn wir in der alten Klosterbibliothek unter verstaubten Folianten stöberten oder beim guten Klosterdier des alten Pater Richmund's Schnurren lauschten, dann taustest du auf. Dann war das Unruhige aus deinen Augen verschwunden. Du warst daheim. Ich merkte es wohl, wie sich etwas in dir durchrang. Aber daran zu rühren, bevor es reif war, wäre verfehlt gewesen. Ich wußte, deine Stunde würde kommen, wie die meine gekommen war. Was gedenkst du nun zu tun?“

„Was du getan, selbstverständlich. Vorerst aber will ich mich satttrinken an den Quellen der ewigen Roma.“

„Ganz mein Wunsch und Gedanke. Laß uns zusammen genießen. Wie lange gedenkst du zu bleiben?“

„Ich weiß es noch nicht. Als Weltbummler bin ich von jeder festen Ordnung abgekommen, und du erwirbst dir wirklich ein Verdienst, wenn du mich ein wenig in die Zügel nimmst.“

„Rein, nein“, wehrte Pater Helmut lächelnd. „Dafür fehlt mir jede Anlage. Warte nur, irgendein hochwürdiges Klostermagister wird das einmal nach Kräften besorgen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Bücherbesprechungen.

Verlag Herder & Co., Freiburg im Breisgau, Baden.

**Herz-Jesu-Monat.** Von Franz Sattler, S. J. Neubearbeitet von Vinzenz Geppert, S. J. (6. Auflage.) Mit einem Titelbild. 16°. (XII und 368 S.) 1930. Mf. 2.40, in Leinwand Mf. 3.40.

Man hat P. Sattler den Apostel des Herzens Jesu genannt. Denn er hat 94 Bücher und Schriften über das Herz Jesu veröffentlicht, eine kleine Bibliothek! In Hunderttausenden sind sie verbreitet, viele in fremde Sprachen übersetzt. Zu seinen Lieblingswerken gehörte der „Herz-Jesu-Monat“ P. Sattlers einfache, schlichtfrömmliche, in jedem guten Sinne vollstümliche Darstellungsweise, die ihn zum vielgelesenen katholischen Volkschriftsteller gemacht hat, bewährt sich auch in diesem Betrachtungsbuche, heute wie früher.

Das Buch bietet für jeden Tag des Juni eine kurze Betrachtung über eine Eigenschaft des

Herzens Jesu, die uns zu dankbarer, hingebender Liebe und Verehrung aneifert. Darauf folgt eine „Vertrauliche Ansprache“, der ein Ablassgebet (mit der „Gebetsfrucht“) und ein erzählendes Beispiel beigegeben sind.

Auf diese Weise werden die frommen Betrachtungen abwechslungsreich, fruchtbringend, nie ermüdend Andachtsübungen, wie sie der gute Katholik gern verrichtet.

Am Schluß des Buches sind noch Gebete für besondere Gelegenheiten und Anliegen, eine Mekandacht, die Litanei zum göttlichen Herzen Jesu, eine neuntägige Andacht und die Verehrungen für die Herz-Jesu-Verehrer aufgenommen.

Das Buch wendet sich an alle Volks-, Berufs- und Standesgruppen reiferen Alters. Auch Priester können viel daraus gewinnen.

## Verlag Literarisches Institut von Haas & Grabherr in Augsburg, Bayern.

**Vom lieben Bruder Konrad.** Den Kindern erzählt von Georg Luk. Mit Bildern von S. Stockmann. Preis in Pappband Mf. 2.—, in Ganzleinen Mf. 3.—

Pfarrer Georg Luk ist nicht nur ein feinsinniger Erzähler, sondern er besitzt auch eine besondere Gabe, zur Kinderseele zu sprechen. Dies wird in diesem lieben Büchlein offenbar, in dem das heroische Tugendleben des seligen Bruders

Konrad von Parzham meisterhaft dargestellt ist. Durch die gemütvollen Bilder von Professor S. Stockmann wird die Vorstellung insbesondere von der Jugendzeit des Seligen wirkungsvoll belebt. Hier haben wir ein ideales Geschenkbüchlein für die Jugend, das weiteste Verbreitung verdient, aber auch für Erwachsene als interessante und lehrreiche Lektüre sehr empfehlenswert ist.

## Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstr. 18.

**Kreuzwegbüchlein.** Franziskanertext mit Bildern von Phil. Schumacher. Preis: Mf. —.30, S —.50, Frk —.40.

Heute lesen wir da und dort von Einladungen zu Pilgerreisen zu den heiligen Stätten in Palästina. Glücklicherweise, deren brennende Sehnsucht sich erfüllt, die Orte zu besuchen, wo unser Heiland gelebt und gelitten! Doch nur wenigen ist diese Freude beschieden. Wer nicht an Ort und Stelle die große und heilige Passion Christi betrachten kann, der bete zu Hause oder in der Kirche die atemberaubende Kreuzwegandacht, wandle von Station zu Station, begleite im Geiste den Erlöser auf seinem blutigen Leidenswege und versenke sich in das unendliche Meer der Heilandsliebe. Für diese stillen Stunden und auf diesen heiligen Weg gibt uns der bekannte Verlag „Ars sacra“ Josef Müller in München einen geistigen Führer in Form eines Kreuzwegbüchleins in die Hand. Der große Vorzug dieses Kreuzweges ist, das furchtbare Gottesleid dem beschauenden Menschen in ergreifender Form nahezubringen. Der Künstler steht einer jüdischen Unwahrheit ebensofern als einer unpassenden Herbeheit. Die Bilder drücken

Ruhe, Majestät und Kraft im Leiden aus und wirken stärkend und tröstend.

**Frauen auf des Herren Kreuzweg.** Text von Selene Pagés Bilder von Prof. L. Feldmann. 12° Kupfertiefdruck. Karton Mf. 1.40, S 2.35, Frk. 1.75. In Leinen geb. Mf. 2.40, S 4.—, Frk. 3.—.

Recht viele sollten mit diesem feinen Büchlein den Weg des Kreuzes gehen. Geeignete Worte gibt es mit in dem Werkeltag der Frau und Mutter; hilft ihr tragen all die schweren Lasten, die da heißen: Opfer bringen, zurücktreten, leiden. Verstehend, opferfähig und gütig will es machen. Ein Hort will es sein in den schwersten Stunden des inneren Alleinseins. Es ist, als ob der Herr selbst zu uns redete, wie damals auf dem Weg nach Golgatha zu den weinenden Frauen. Knappe, innige Gebete verbinden sich mit den Betrachtungen des Leidensweges zu einem harmonischen Ganzen. Die Feldmannschen Bilder, die dem Texte beigegeben sind, überraschen durch ihre Tiefe. Das Büchlein wird für manche Frau Wegbegleiter und Lichtspender werden auf ihrem „Kreuzweg“.

**Im Osterhasen-Häuschen.** Eine Osterhasengeschichte von F. Bohatta-Morpurgo. Sechsfarbige Bilder und handgeschriebene Verselein auf extra starkem Karton. Geschenkausstattung. Mk. 1.—, S 1.65, Frk. 1.25.

Sa, da ist es so lieb und gemütlich, bei den guten Osterhasenelktern und ihren Kinderchen, beim herzigen Baby im Wiegenbettchen, daß

man Heimweh und Sehnsucht kriegen könnt', wenn wir unsere Menschenhäuser daneben stellen. Die Hasenmama ist so mütterlich und der Papa so arbeitjam und die Kinderle sind so brav erzogen. Ei, was gibt das in F. Bohatta-Morpurgos Malstube feine Osterhasenfarben, und kling, kling, feine Verselein hat sie auch geschmiedet! Ich lag's auch immer wieder: Künstler sind Kinder. Darin liegt der Zauber.

## Verlag der Schulbrüder, Rirnach-Billingen, Baden.

**Die hl. Theresia vom Kinde Jesu.** Ihr Leben in Bildern. (46.—55. Tausend.) 14 × 9 Zentimeter. (8 Seiten Text und 30 Abbildungen.) Kart. Mk. 1.—.

Der bevorstehende Gedenktag der Heiligsprechung Theresias vom Kinde Jesu (17. Mai 1925) gibt uns Veranlassung, auf eine ganz ausgezeichnete Festgabe mit wärmster Empfehlung hinzuweisen. Es ist das ebenso anmutige wie belehrende und erbauliche Werkchen: „Die hl. Theresia. Ihr Leben in Bildern.“ Soeben erscheint es in neuer, verbesserter Auflage (46. bis 55. Tausend). Die Herausgabe besorgte der Hauptschriftleiter der „Theresienstimmen“, Pfarrer Dr. Franz Mathes. Der kurze Lebensabriß ist etwas erweitert, der Bilderschmud ist um einige weniger wichtige Darstellungen vermindert, dagegen um außerordentlich schöne Bilder aus der neuesten Zeit bereichert. Ein überall willkommenes, wertvolles Geschenk zu dem geringen Preise von Mk. 1.—. Mit dem Volksbüchlein: „Von Karmels weißer Blume“ (21. bis 40 Tausend), aus der Feder desselben Verfassers, sollte das genannte kleine Album im Hause aller

Theresienverehrer zu finden sein. Von beiden Schriftchen, die um so billigen Preis zu erwerben sind, wird reicher Segen und reine Freude ausströmen.

**Seini,** die Geschichte eines lebensfrohen und fleißigen Jungen. Von P. Ewald Henjeler, SS. CC. 16,5 × 11,5 Zentimeter. (48 S.) Kartoniert Mk. —.40.

Seini, der Elfjährige, frisch und voller Streiche, ein ganzer Junge, aber doch wieder voller Selbstzucht sich bändigend unter Anweisung und Hilfe von Elternhaus, Schule und Kirche — das ist der Inhalt der kleinen, aber feinen Geschichte. Man sucht Lesestoff für den Erstkommunikanten, den Schulentlassenen. Hier ist er! Kein Machwerk nach Schablone. Wahres, echtes Leben, das darum tief anpricht — und darin verflochten manches gute Wort und manche gute Lehre. Das Ganze ist erzieherisch dargestellt. Das Umschlagbild mit dem frischen Kindergesicht Seinis nimmt auf den ersten Blick gefangen. Für Kinder ist das Büchlein geschrieben, enthält aber auch mehr als einen guten Wink für Eltern und Erzieher.

## Salesianer-Verlag, München 11.

**Der selige Albert der Große** als Naturforscher und Lehrer. Zum 650jährigen Gedächtnis seines Todestages von Dr. Raban Pierz. Kl.-8°. (60 S.; mit Titelbild) Brochiert Mk. —.60, gebunden Mk. 1.—.

Die Schrift ist anregend geschrieben und lieft sich leicht und flott. Darum erfüllt sie besonders gut ihren Zweck, weihin das deutsche Volk mit

einem seiner größten Söhne bekanntzumachen, und trägt damit zur Erfüllung eines in tausenden Herzen glühenden Wunsches bei, den Kölns Oberbürgermeister jüngst also formte: „Möge das Andenken an die geistige Bedeutung dieser überragenden Persönlichkeit in weitesten Kreisen des deutschen Volkes aufs neue wachgerufen werden und lebendig bleiben.“

## Die Lourdespilger-Sonderzüge

der 31. und der 32. Österreichischen Sodalen- und Volkswallfahrt gehen am 15. Mai und 5. August 1931 von Wien, Linz, Salzburg und Innsbruck ab. Aufenthaltstationen: Einsiedeln, Luzern, Basel, Paray-le-Monial, Nevers, Paris, Lisieux, Biarritz, Lourdes, Toulouse, Marseille, Nizza, Monaco, Mailand, Padua, Venedig, Villach und Salzburg.

Prospekte über das 17tägige, bequem eingeteilte Reiseprogramm sind erhältlich durch das Marianische Lourdeskomitee per Adresse Rudolf Zeilberger, Steyr, Ob.-Öst., Enge 7.

Sehr frühzeitige Anmeldung ist empfehlenswert, da die Plätze dieser Sonderzüge zumeist schon einige Monat vor Abfahrt vergriffen sind.